

Allgemeine Norden-Beitung

N^o 2.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

— „Da das Geld in diesen Dampfschiffen ganz besonders vortheilhaft anzulegen ist,“ fuhr Herr Bailleul gegen seinen Schwiegersohn fort, „so glaubte Ihre Schwiegermutter eine in der Geschichte der Industrie einzige Gelegenheit benutzen zu müssen, und,“ setzte der Alte mit unsicherer Stimme hinzu, „da wir kein baares Geld haben aber Adolphins Mitsift, so glaubte meine Frau und ich auch, Sie würden nichts dagegen haben, wenn wir das zu jener Anlage nöthige Capital von diesem Gelde nähmen. Wir haben deshalb für zehntausend Francs Dampfschifffahrtsactien genommen.“

„Schweiss es,“ wiederholte Chaudieu zum dritten Male in der unveränderlichsten Ruhe.

— „Sie wissen also Alles?“ sprach Bailleul, der freier athmen anfang. „Wer konnte Ihnen sagen, daß ich mich bei dem Unternehmen Laboissieres betheiliget habe?“

Laboissiere selbst, der, um mir die Vortreflichkeit seiner Speculation zu beweisen und auch mich zur Einnahme zu bewegen, nichts Schlagenderes glauben zu können, als daß auch Sie der Speculation sich angeschlossen hätten.“

— „Er ist also auch Sie um Geld angegangen?“

„Wenn ich Sie recht verstehe, würden Sie es nicht angern sehen, wenn Sie das Ihrige zurückziehen könn-

ten,“ entgegnete Chaudieu, der eine directe Antwort umgehen wollte.

— „Das heißt,“ begann Bailleul mit neuer Verlegenheit, „die Sache steht so: Ihre Schwiegermutter ist für jene Dampfschiffe so eingenommen, daß sie wünscht, wir möchten noch für zehntausend Francs Actien nehmen, und da wir auch diese Summe von der Mitsift Adolphins nehmen müßten, so meinte sie, Sie würden sich wohl vor der Hand mit den Zinsen statt des Capitals begnügen.“

Der Alte nahm eine Priese, um sich zu sammeln, während er besorgt die Antwort seines Schwiegersohnes erwartete. Dieser dachte einen Augenblick ernstlich nach und sagte endlich mit seinem gewöhnlichen Phlegma: „ich habe gegen dieses Arrangement nichts einzuwenden.“

— „Sie gestatten mir also, mit Laboissiere abzuschließen?“

„Mehr noch. Ich habe selbst 50,000 Francs disponibel; ich will die gute Gelegenheit benutzen und Laboissiere ersuchen, auch dieses Geld anzunehmen.“

— „Der Entschluß verdiente doch überlegt zu werden,“ bemerkte Herr Bailleul. „Funzigtausend Francs sind ja ein Vermögen und Sie wissen, man darf nicht alle seine Eier in einen Korb legen.“

„Erstens sind jene 50,000 Francs nicht alle meine Eier und zweitens ist, wie Sie sagen, der Korb dauerhaft.“

— „Allerdings hat die Speculation ihre vortheilhaften Seiten, indeß . .“

„Erlauben Sie mir Herr Schwiegervater; entweder Sie halten die Speculation für gut, warum wollen Sie mich dann davon zurückhalten, oder Sie sehen sie für schlecht an; warum haben Sie sich in diesem Falle selbst dabei betheiligt?“

Herr Bailleul versuchte es gar nicht, darauf zu antworten. Im Grunde hatte der bis zur Furchtsamkeit vorsichtige alte Herr gar keine Lust zu industriellen abenteuerlichen Unternehmungen. Grundstücke hielt er für das beste Vermögen. Die wenigen Staatspapiere, welche er besaß, verursachten ihm, sobald ein Sinken an der Börse eintrat, eine so unbeschreibliche Angst, daß er sich schon oftmals vorgenommen hatte, das Geld doch lieber in Grundstücken anzulegen. Noch weit mehr beunruhigten ihn natürlich die Actien Laboissières und er würde, ohne den despotischen Antrieb seiner Frau, sich niemals entschlossen haben, dergleichen zu kaufen. Deshalb hörte er jetzt mit Bedauern, daß auch sein Schwiegersohn dem Unternehmen sich anschließen wolle.

„Der arme Mann,“ dachte er bei sich, „macht da gewiß einen dummen Streich, und nur, weil Mad. Bailleul in die verdammte Speculation so ganz vernarrt ist, denn sonst hätte er sicher nicht daran gedacht. Ich wollte, der, welcher den Dampf erfunden hat, wäre, wo der Pfeffer wächst.“

Während so Chaudieu und Bailleul in dem Küchengarten auf- und abgingen, und obgleich Madame Bailleul sich zurückgezogen hatte, versuchte Laboissière jetzt keineswegs, sich Adolphinen wieder zu nähern. Der Liebhaber mußte dem Geschäftsmanne weichen und mit der ängstlichen Spannung eines Spielers sah er seine beiden Wirth, auf die er eine halbe Stunde gewartet hatte, jetzt zurückkommen. Er nahm, um sie zu empfangen, die ruhigste Miene von der Welt an.

„Die Berathung scheint lebhaft gewesen zu sein,“ dachte er. „Herr Bailleul sieht aus wie ein Redner, der zur Ordnung gerufen worden ist. — Nun, Herr Bailleul, bringen Sie mir eine schwarze oder eine weiße Kugel?“

— „Eine weiße,“ antwortete der Alte, indem er in den Scherz einging.

„Herr Chaudieu williget also in das Arrangement?“

— „Unter einer Bedingung,“ entgegnete der Gatte Adolphinens kalt.

„Lassen Sie hören?“ fuhr der Speculant fort, der einigermaßen unruhig wurde.

— „Die Bedingung besteht darin, daß Sie außer den Actien, die mein Herr Schwiegervater nimmt, auch mir für funfzigtausend Francs überlassen.“

Als die industrielle Spinne so unerwartet eine neue saftige Fliege in ihr Netz fallen sah, fühlte sie einen kaum zu verheimlichenden Wonneschauer. Doch bezwang sie sich und sagte sogar:

„Funfzigtausend Francs! Ich weiß nicht, ob dies möglich sein wird; es thut mir leid, daß Sie sich nicht früher entschlossen haben. Es ist ein eigener Fall; ich werde indeß Alles aufbieten, um dem Herrn Chaudieu gefällig zu sein. Für sechzigtausend Francs also?“

„Für funfzigtausend.“

— „Doch sechzig, wenn Sie die zehntausend des Herrn Bailleul dazu rechnen. Es wird am besten sein, wir verabreden eine Zusammenkunft, um die Sache zu ordnen. Convenirt Ihnen mögen?“

„Ich wollte Ihnen dies vorschlagen,“ entgegnete Chaudieu. „Ich muß morgen nach Paris reisen; sind Sie um ein Uhr frei?“

— „Vollkommen.“

„So werde ich um ein Uhr mit dem Gelde bei Ihnen erscheinen.“

— „Ich erwarte Sie,“ sagte der Mann der Dampfboote, der seine Freude kaum bergen konnte.

Kurze Zeit darauf sagte Laboissière, als er in sein Cabriolet stieg, während der Verbeugung zu Madame Chaudieu das Wort, das in Romanen eine größere Rolle spielt als in dem wirklichen Leben: „um Mitternacht!“

3.

Nach der Entfernung Laboissières' trat kein besonderer Vorfall die gewöhnliche Einförmigkeit des Abends. Madame Bailleul erschien nicht weder und um zehn Uhr zogen sich Alle zurück. Es wurde allmählig still in dem Hause, als schlafe Alles. Um elf Uhr aber wurde eine Thüre im ersten Stockwerke leise geöffnet und es erschien eine Dame mit einem Lichte in der Hand. Sie schlich in das Erdgeschoß hinter, ging dort durch den Speisesaal und über einen kleinen Corridor und befand sich dann vor einer kleinen Thüre, die sie schnell öffnete.

Adolphine, die noch in dem Zimmer saß und wachte, erschrak bei dieser unerwarteten Erscheinung sehr, daß sie mit Mühe einen Ausruf des Entsetzens

zurückhielt, denn da sie von einer Belagerung bedrohet und ohne Zweifel entschlossen war, dieselbe heldenmüthig abzuweisen, so erwartete sie keineswegs einen Angriff im Hause selbst. Als sie ihre Mutter erkannte, gab sie zwar ihre Furcht auf, aber an die Stelle derselben trat eine ernstere wenn auch unklare Besorgniß.

„Du bist es, Mutter?“ fragte sie, indem sie aufstand; „was ist geschehen? Bist Du krank?“

Der erste Blick der Madame Bailleul galt dem Fenster, da aber die Gardinen zugezogen waren, so konnte sie nicht erkennen, in welchem Zustande sich dasselbe befand.

„Bedarfst Du etwas?“ fuhr die junge Frau fort, welche jene stille Pantomime beunruhigte; „soll ich das Mädchen rufen?“

— „Es ist nicht nöthig Jemanden zu wecken,“ antwortete Madame Bailleul ernst; „was ich Dir zu sagen habe, darfst nur Du allein hören. Komm.“

„Bohin?“ fragte Madame Chaudieu, deren Unruhe immer größer wurde.

— „In mein Zimmer; dort sind wir ungestört.“

Adolphine gehorchte schnell, denn die Anwesenheit einer dritten Person in ihrem Zimmer in einer Stunde, die Laboissière als Rendezvous bestimmt hatte, konnte eine Katastrophe herbeiführen. War diese Gefahr abgewendet, so kam ihr der mehr oder minder unangenehme Auftritt, der ihr bevorzustehen schien, von sehr geringer Bedeutung vor. Entschlossen, sich mit exemplarischer Unterwürfigkeit zu fügen, weil die Nähe der Mitternachtsstunde Eile nöthig machte, folgte sie entschlossen ihrer Mutter.

Sobald sie in dem Zimmer der Madame Bailleul angekommen waren, verriegelte diese die Thüre und stellte sich dann vor Adolphinen, die sie einen Augenblick unverwandt mit der Miene eines Richters ansah, welcher das Verhör eines Verbrechers beginnen will.

„Wenn Du mich so fort ansiehst, Mutter,“ sagte Madame Chaudieu mit einem erzwungenen Lächeln, „so muß ich glauben, ich sei wieder ein kleines Mädchen geworden, das in die schwarze Kammer gesperrt werden soll.“

— „Wollte Gott, Adolphine,“ antwortete Madame Bailleul feierlich, „Deine Vergehungen wären solche, die mit so leichter Strafe abgebußt werden können; mein Herz würde dann keinen Schmerz fühlen, denn, wenn ich Dich auch strafe, ich würde Dich doch immer noch achten können.“

„Mutter!“ rief die junge Frau.

— „Ja, ich bin Deine Mutter und das eben ist mein Schmerz. Deine gute Mutter, der Du so großen Kummer machst! Deine arme Mutter, die, statt, wie sie gehofft hatte, in Dir ihren Stolz und ihre Freude zu sehen, nur einen Gegenstand des Grammes und der Schande findet! Ach ja, ich bin Deine Mutter, Deine unglückliche Mutter!“

Diese Worte wurden mehr im Tone des Unwillens als der Rührung gesprochen. Endlich glaubte aber Madame Bailleul doch, das Taschentuch auf die Augen halten zu müssen, wenn dieselben auch ganz trocken geblieben waren.

„Was habe ich denn verbrochen, daß Du mich auf diese Weise behandelst?“ fragte Adolphine, die trotz ihrer Bemühung, ruhig zu bleiben, anfing sehr ängstlich zu werden.

— „Was Du verbrochen hast, Unglückliche!“ wiederholte Madame Bailleul, deren Blick die junge Frau durchbohren zu wollen schien; „Du wagst zu fragen, was Du verbrochen hast? Hältst Du mich für blind? Glaubst Du, eine Mutter sei so leicht zu täuschen wie ein Mann? Ich weiß Alles, Alles, sage ich Dir. Das also sind die Früchte meiner Sorgen und Lehren, das ist der Lohn meiner Liebe! Nach fünf Monaten der Verheirathung seine Pflichten schon zu vergessen, seine Schwüre zu brechen und seinen braven Mann zu hintergehen, denn Dein Gatte ist ein braver Mann und Du hast ihm nichts vorzuwerfen! Schrecklich! Schändlich!“

„Ich begreife Dich nicht,“ stammelte Madame Chaudieu, indem sie unwillkürlich ihre Augen niederschlug.

— „Du begreifst mich nicht? Ich will Dir es begreiflich machen. Ein Mann ohne Ehre und Grundsätze, ein unwürdiger und schändlicher Mensch, Laboissière macht Dir den Hof.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Adolphine.

Madame Bailleul lachte höhnisch.

— „Es ist nicht wahr? Es ist nicht wahr, daß er den Schlüssel zum Garten hat? Es ist nicht wahr, daß er diese Nacht, in wenigen Minuten unter Deinem Fenster erscheinen will? Alles dies ist nicht wahr? Antworte!“

Als Adolphine sah, daß ihre Mutter das Geheimniß kannte, verlor sie ihre Keckheit und schien, wie sie vorher lächelnd gesagt hatte, wieder ein Kind werden zu wollen. Gesenkten Hauptes, schamroth und stumm stand sie da und erwartete die Strafe.

Nach einer kurzen Pause fuhr Madame Bailleul, welche sich an der Verlegenheit Adolphinens zu weiden schien, im strengen Tone fort:

„Morgen werden wir weiter darüber sprechen; in diesem Augenblicke habe ich eine dringendere Pflicht zu erfüllen. Du bleibst hier und erwartest mich.“

— „Wohin gehst Du?“ fragte schüchtern die junge Frau.

„Ich empfangen jenen Menschen,“ entgegnete Madame Bailleul in tragischem Tone.

— „Wie? Du wolltest . . .?“

„Ich will es, also keine weiteren Bemerkungen.“

— „Es ist unmöglich . . .“ sprach Adolphine, indem sie nach der Thüre zu eilte.

Madame Bailleul sah ohne Zweifel diese Bewegung ihrer Tochter voraus, ergriff sie rasch am Arme und führte sie bis in die Mitte des Zimmers zurück.

„Ich befehle Dir hier zu bleiben,“ sagte sie gleichzeitig zu ihr in einem Tone, der weder Widerstand noch eine Antwort gestattete.

Ehe die junge Frau aus ihrem Staunen wieder zu sich gekommen war, eilte Madame Bailleul hinaus, schloß die Thüre zu und nahm aus übergroßer Vorsorge sogar den Schlüssel mit sich. Dann ging sie in das Zimmer ihrer Tochter hinunter, wo sie zuerst das Fenster besichtigte. Wie sie erwartet hatte, war dasselbe wie die Jaloufie nur angelehnt.

„Alles war schon bereit,“ dachte sie bei sich. Dann ließ sie die Gardinen wieder zurückfallen, löschte die Kerze aus, so daß nur noch die Lampe brannte, die sie so stellte, daß sie nur einen schwachen Schein gab. Als dies Alles geschehen war, setzte sie sich in der dunkelsten Ecke des Zimmers nieder und wartete unbeweglich und aufmerksam wie der Jäger, welcher auf das Wild lauert. So verging eine halbe Stunde, die ihr ein halbes Jahrhundert dächte. In dieser Zeit fand in der oberen Etage ein anderer Auftritt statt, der die schon ziemlich verwickelte Lage noch mehr verwickeln sollte.

Chaudieu war, seitdem er sein Zimmer betreten hatte, statt sich zur Ruhe zu begeben, auf und abgegangen wie Jemand, der über einem wichtigen Unternehmen brütet. Von Zeit zu Zeit betrachtete er das Papier, welches er in dem Briefe aus Marseille gefunden hatte, und verglich die Schriftzüge mit denen verschiedener Billets, die auf seinem Schreibtische lagen. Dann rieb er sich mit großer Selbstzufriedenheit die Hände und begann sein Auf- und Abgehen von neuem.

Nachdem dies etwa zwei Stunden gedauert hatte, blieb er stehen und sprach zu sich selbst:

„Wenn ich handele, ohne Jemanden davon zu benachrichtigen, wird das Verfahren unpassend, vielleicht gar brutal erscheinen. Man wird mich der Verstellung, des Mißtrauens, eines Mangels an Rücksichtnahme beschuldigen; dazu möchte ich keine Veranlassung geben. Meine Schwiegermutter ist das Haupt der Familie; ihr will ich mich entdecken und zwar noch diese Nacht, denn ehe sie morgen früh aufsteht, bin ich schon abgereiset. Sie legt sich spät nieder und ich werde sie deshalb wahrscheinlich auch jetzt nicht stören.“

Dem Entschlusse folgte sofort die Ausführung. Einige Minuten vor Mitternacht verließ er sein Zimmer und ging nach dem seiner Schwiegermutter zu. An der Thüre klopfte er leise, die darin Eingeschlossene hütete sich aber wohl zu antworten, denn dieser Zwischenfall steigerte ihre Unruhe noch mehr.

„Ich bin es,“ sagte Chaudieu halblaut, nachdem er von neuem geklopft hatte; „machen Sie auf, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.“

Adolphine erschrak noch mehr als sie die Stimme ihres Mannes erkannte; statt zu öffnen, hielt sie deshalb vielmehr sogar den Athem an sich.

„Sie schläft schon,“ murmelte Chaudieu verdrüsslich vor sich hin.

Eben als er sich wieder entfernen wollte, legte er fast unwillkürlich das Auge an das Schlüsselloch und da Madame Bailleul den Schlüssel mit sich genommen hatte, so konnte er das Licht im Zimmer sehen. Diese Entdeckung brachte ihn auf eine andere Idee.

„Wenn sie sich niedergelegt hätte, würde sie kein Licht mehr brennen,“ dachte er, „auch pflegt sie im Bett nicht zu lesen. Sie schläft also nicht. Dann aber würde sie mir antworten, und da sie es nicht thut, muß sie anderswohin gegangen sein. Wo kann sie zu einer solchen Stunde sein? Bei ihrem Manne? Nein,“ dachte der junge Ehemann mit einem unehrerbietigen Lächeln bei sich. „Bei ihrer Tochter also? — Wahrscheinlich oder vielmehr offenbar, denn nur dort kann sie sein. Desto besser; ich bin Adolphinen auch eine Erklärung schuldig und so schlage ich zwei Fliegen mit einem Schlage.“

Er ging sogleich in das Erdgeschos hinunter und nach dem Zimmer seiner Frau zu. Auch gelangte er an das Ende des Corridors, ohne daß das mindeste Geräusch seine Annäherung verrieth. Schon legte er die Hand auf den Drücker des Schlosses, als ihn eine

männliche Stimme zurückhielt, die er an einem solchen Orte keinesweges zu hören erwartete. Er vermochte sich zu beherrschen, blies ruhig das Licht aus, das er in der Hand hielt, und drückte das Ohr an die Thüre, so daß ihm kein Wort entging. Bei den ersten Worten schon erkannte er die Stimme seiner Schwiegermutter so wie die Laboissière und er sah ein, daß Adolphine sich nicht in dem Zimmer befand. Diese Abwesenheit, die er sich allerdings nicht erklären konnte, beruhigte seine Besorgnisse, ohne seine Neugierde zu vermindern.

4.

Gustav Laboissière hatte jene Pünktlichkeit beibehalten, die, wie man sagt, die Artigkeit der Könige ist und welche die Liebhaber gewissenhaft bei dem ersten Rendezvous zu beobachten pflegen. Um Mitternacht weniger fünf Minuten war er an der Thüre des Gemüsegartens und Punkt Mitternacht befand er sich vor dem Zimmer Adolphinens. Obgleich die Nacht sehr dunkel war, so irrte er sich doch in den Fenstern nicht. Mit vorsichtiger Hand versuchte er die Jalouise und zog sie nach außen, ohne Widerstand zu finden; mit nicht geringerer Vorsicht und mit gleichem Erfolge öffnete er das Fenster und als so der Weg gebahnt war, stieg er keck in das Zimmer hinein.

„Theure Adolphine, ich bin bei Ihnen!“ rief er verliebt bei dem Anblicke der Gestalt, die er in einer Ecke des Zimmers sitzen sah.

Er erhielt keine Antwort, das Schweigen kam ihm aber unter den vorliegenden Verhältnissen keinesweges beunruhigend vor; er ging deshalb auf die Person zu, welche er für Madame Chaudieu hielt. Die Dame erhob sich jetzt schnell, eilte zu der Lampe und drehte den Docht heraus, so daß sich mit einem Male ein blendendes Licht verbreitete. In demselben Augenblicke trat sie Laboissière entgegen.

„Es ist nicht Adolphine,“ sagte sie, nachdem sie den Gegner mit einem durchbohrenden Blicke gemessen hatte, „ich bin es, Mensch ohne Ehre und Gewissen.“

Ein gewöhnlicher Liebhaber würde bei diesem mißlichen Falle den Kopf verloren haben, Laboissière aber war über jede kindische Bestürzung hinaus. Nach dem ersten Staunen fand er seine ganze Ruhe wieder und hielt muthig den zornigen Blick der Mutter Adolphinens aus.

„Guten Abend, Madame,“ sagte er mit insolenter Ruhe; „ich sehe mit Vergnügen an dem Glanze Ihrer Augen, daß die Migräne vorüber ist.“

— „Ungeheuer!“ rief Madame Bailleul.

Der junge Mann nahm seinen Hut ab und verbeugte sich ehrerbietigst.

— „Undankbarer! Treulosser! Elender!“ fuhr sie mit immer steigendem Zorne fort.

Bei jedem dieser Beiwörter verbeugte sich Laboissière von neuem, ohne etwas zu antworten.

— „Habenichts!“ schrie endlich die Dame, durch jene Impertinenz aufs Äußerste gebracht.

„Hier muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Leidenschaft Sie verleitet,“ fiel Laboissière mit ironischem Lächeln ein; „ein Habenichts hat keinen Wagen und mein Cabriolet steht vor dem Thore.“

— „Die Betrogenen bezahlen es; leider habe ich nur zu lange auch unter dieselben gehört.“

„Sie thun uns beiden Unrecht, Madame; Sie sind zu klug, als daß Sie von Jemanden betrogen werden könnten, und ich bin es nicht genug.“

— „Um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken? Dazu sind Sie klug genug; eine Eigenschaft aber fehlt Ihnen.“

„Welche, wenn ich fragen darf?“

— „Die Vorsicht. Sie hätten voraussehen sollen, daß es für Sie gefährlich sehn würde, mich zu einer unversöhnlichen Feindin zu machen.“

„Wollen Madame sich nicht gefälligst niederlassen?“ fiel Laboissière mit der empörendsten Kaltblütigkeit ein; „ich sehe, daß unser Gespräch eben so lang sein wird, als es bereits interessant ist, und ich meines Theils spreche nicht gern stehend.“

Ohne auf die Erlaubniß zu warten, welche er zu erbitten schien, ließ er sich auf einen Stuhl nieder, lehnte sich an und schlug die Füße übereinander, als sei er allein und zu Hause. Madame Bailleul richtete sich, statt diesem Beispiele zu folgen, noch gerader empor, gleichsam um durch die Majestät ihrer Haltung gegen ein solches Verkennen der Schicklichkeit zu protestiren.

„Nun, Madame,“ fuhr Laboissière fort, „bin ich bereit, so lange mit Ihnen mich zu unterhalten als es Ihnen gefällig ist. Nach dem sehr ausdrucksvollen Spiele ihrer Gesichtsmuskeln werden Sie in diesem Augenblicke durch ungemein tragische Gefühle bewegt; wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mir die Ursache davon zu sagen, so könnte ich vielleicht Ihren Zorn besänftigen.“

— „Sie sind hier und fragen nach der Ursache

meines Unwillens!" entgegnete Madame Bailleul in bitterm Tone.

"Ach, ich verstehe," sprach Laboissière; „meine Gegenwart in diesem Zimmer ist ein unverzeihliches Verbrechen; minder streng beurtheilten Sie mich vielleicht, wenn ich eine Etage höher gekommen wäre.“

Madame Bailleul bedeckte bei dieser Beschuldigung ihr Gesicht mit beiden Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Der goldreiche Orient.) Die Aufhäufung von edeln Metallen und Steinen in Indien, wo man sie aus der Erde holt, war einmal so groß, daß man allgemein annimmt, Nabir Schah habe 1740 für nicht weniger als 2500 oder 3000 Millionen Thaler mit sich hinweg genommen. Jehansir erzählt in seiner Biographie, die goldene Plattform um seinen Thron her wiege 40 Tonnen (à 20 Centner)! Als er sich mit der Tochter seines Ministers vermählte, beschenkte er sie mit 45 Mill. Thalern in Gold und mit einem Halsbande von vierzig Perlen, von denen ihm eine jede 14,000 Thaler kostete. Die Provinz Beran lieferte bei einer Gelegenheit gegen 30 Mill. Thaler in Gold und derselbe Fürst verwendete fast 14 Mill. Thaler auf das Grab seines Vaters Akbar, das eines der Wunder des goldreichen Indiens bildete.

(Der Niagarafall.) Die amerikanischen Zeitungen berichteten vor einigen Monaten, der berühmte Niagarafall sei verschwunden zugleich mit einem bedeutenden Theile der Flußufer, der Inseln, des Fährhauses, der Fabriken und der anstossenden Felder, Häuser ic. Wir glaubten damals nicht daran und hielten das Ganze für eine spasshafte Mystification; jetzt sind wir jedoch, sagt eine Londoner Zeitung, von der Wahrheit überzeugt worden, da wir den Niagarafall und Alles, was dazu gehört, hier in London gesehen haben. Trotz der weiten Reise ist nichts davon verloren gegangen, nur ist alles kleiner geworden, indem 90 F. auf 1 Zoll zusammengeschrumpft sind. Das Einzige, was nicht mit ausgewandert, ist das Getöse der Cataracte und der nebelige Schaum, der die Sonnenstrahlen in Regenbogenfarben bricht. Laute Töne erhöhen ohne Zweifel die Erhabenheit und glänzende Farben die Schönheit einer Scene; aber auch ohne diese giebt es an einer Landschaft viel zu bewundern. Wer also den Niagarafall sehen will, findet ihn jetzt in London; wir brauchen kaum hinzuzusetzen, daß wir das Modell desselben meinen, das der schon bekannte Künstler Catlin verfertigt hat und das jedes Haus, jeden Baum, jede Insel in der Nähe in der eigenthümlichen Farbe wiedergiebt, sogar die geologische Bildung der Felsen deutlich erkennen läßt.

(Das Alter der Chinesen.) Wenn sich auch manche Völker ihres hohen Alters rühmen, so kann sich doch keines mit

den Chinesen vergleichen, denn in der Geschichte des himmlischen Reiches kommen die merkwürdigen Worte vor: „um diese Zeit wurde die Welt erschaffen.“ Um die Sache noch deutlicher zu machen, ist eine Abbildung hinzugefügt, die einen Mandarin in den Wolken zeigt, welcher durch ein Fernrohr zusieht.

(Wasser.) Der Genuß eines andern als des gewohnten Wassers hat auf Pferde solche Einwirkung gehabt, daß in manchen Fällen sogar der Verlust des Sieges bei einem Wettrennen mit großer Wahrscheinlichkeit diesem Umstande allein zugeschrieben worden ist. Deshalb pflegen denn auch manche sehr vorsichtige Pferdezüchter in England bei einer wichtigen Wette eine gehörige Quantität von dem Wasser mitzunehmen zu lassen, an das ihre Pferde gewöhnt sind.

(Der Einfluß der Musik.) In Southey's „Geschichte von Brasilien“ liest man, Nolrega (ein Jesuit) hatte eine Schule errichtet, in welcher er die eingeborenen Kinder, die Waisens aus Portugal und die Nestigen unterrichtete, unter andern auch im Singen. Dies letztere hatte die beste Wirkung, denn die Eingeborenen liebten die Musik so leidenschaftlich, daß Nolrega endlich die Hoffnung hegte, durch Gesang die Heiden Brasiliens belehren zu können. Er nahm meist vier bis fünf seiner kleinen Chorsänger mit, wann er auszog, um zu predigen; näherte er sich einem Dorfe, so trug einer der Knaben das Kreuz voran und die Andern begannen ihren Gesang. Die Wilden wurden durch die Stimme der Zauberer gewonnen; sie nahmen sie freudig auf und wenn er sich wieder entfernte, zogen ihm viele Kinder nach. Er setzte den Katechismus, den Glauben und die gewöhnlichen Gebete in Musik und das Vergnügen, singen zu lernen, war eine so große Versuchung, daß die Kinder ihren Aeltern davon liefen, um sich zu dem Prediger zu begeben. — Als der Sultan Amurath Bagdad genommen hatte, sollten 30,000 Perser hingerichtet werden, obwohl sie sich unterworfen und ihre Waffen niedergelegt hatten. Unter den unglücklichen Opfern befand sich ein Musiker, welcher den Henker ersuchte, ihm zu gestatten, einen Augenblick mit dem Sultan zu sprechen. Er kam vor denselben und durfte eine Probe seiner Kunst ablegen. Er nahm eine Art Lyra mit sechs Saiten und sang dazu die Einnahme Bagdads und den Triumph Amuraths. Die schmelzenden Töne rührten selbst den Sultan, der den Künstler fortfahren ließ, bis er endlich von der Harmonie so überwältigt wurde, daß ihm Thränen des Mitleides in die Augen traten und er nicht bloß seinen grausamen Befehl zurücknahm, sondern auch allen Gefangenen die Freiheit gab. — Der berühmte Componist Stradella wurde einst von drei Banditen überfallen, die erkaufte waren, ihn zu ermorden, glücklicher Weise aber Sinn für die Musik hatten. Während sie auf die günstige Gelegenheit warteten, ihren Plan auszuführen, traten sie in die Kirche, als eben ein Oratorium von Stradella gesungen wurde und die Musik machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ihren Plan aufgaben und den Componisten selbst von der Gefahr unterrichtete-

ten, in welcher er schwebte. — Bekannt ist die heilsame Wirkung der Musik auf Wahnsinnige, weshalb sie in manchen Heilanstalten für Geisteskranke regelmäßig als Mittel zur Wiederherstellung der Unglücklichen angewendet wird z. B. in der Salpetrière bei Paris.

(Eine normännische Wette.) Ein Metzger in Caen hatte in der Nähe der Stadt ein Kalb gekauft; eine halbe Kanne Eider besiegelte den Handel und der Metzger bemerkte im Gespräch unter anderm scherzweise, er gedenke das Kalb bei hellem Tage in die Stadt zu schmuggeln, vor der Thorabgabe öffentlich vorüber zu gehen und doch nichts zu bezahlen. Der Verkäufer erklärte dies für unmöglich und es kam deshalb zur Wette, wobei sich der Fleischer blos die Bedingung ausbat, daß der Verkäufer ihm auf eine Stunde seinen Hund leihe. Diesen Hund steckte er in einen großen Sack, nahm denselben auf die Achsel und ging so nach der Stadt zu. Als er das Thor erreichte, erklärte er, er habe nichts zu bezahlen, weil in dem Sacke nichts als ein Hund sei, den er eben gekauft habe und so trage, damit derselbe den Weg zu dem frühern Herrn nicht wieder finden möchte. Der Einnehmer wollte dies nicht glauben und verlangte den Hund zu sehen. Der Metzger mußte deshalb den Sack öffnen; der Hund benutzte natürlich die Gelegenheit und lief davon. Der Metzger eilte ihm nach und suchte dabei fürchterlich. Nach einer Viertelstunde erschien er endlich wieder an dem Thore mit dem Sacke auf der Schulter. „Sie haben mir viel Noth gemacht,“ sagte er zu dem Einnehmer, der ihn ohne weiteres gehen ließ. Der Metzger hatte aber diesmal das Kalb im Sacke.

(Der Name des chinesischen Kaisers.) Der wirkliche Name des Kaisers von China ist selten oder nie bekannt. Bei der Thronbesteigung nimmt er einen Namen an, bei dem er, wenn von ihm die Rede ist, genannt werden muß; denn wer zufällig oder wissentlich den wahren Namen ausspricht oder niederschreibt, begeht ein Verbrechen, das mit dem Tode und mit Confiscation des Vermögens bestraft wird. Ein Gelehrter, der zufällig das Wort „Ming“ (wie der damals regierende Kaiser eigentlich hieß) in einem seiner Werke gebraucht hatte, wurde mit seinem Sohne hingerichtet, während man seine Frau und Töchter, nebst den andern Gliedern seiner Familie, verbannte und das Vermögen Aller einzog.

(Ein Abenteuer in Mexico.) Der französische Bildhauer Cayol reiste mit etwa fünf oder sechs Personen in ziemlicher Entfernung von der Hauptstadt Mexicos und zwar in dem ärmlichsten Aufzuge, um die Habucht und Plünderungslust der Eingeborenen nicht zu reizen. Nachdem sie mehrere Nächte unter Bäumen, in Büffelhäute eingehüllt, geschlafen hatten, bemerkten sie eines Tages endlich ein ziemlich großes Gebäude, das sie sogleich für die Wohnung von Indianern erkannten. Sobald sie das Haus erreicht hatten, suchte sich jeder ein Plätz-

chen aus, um schlafen zu können. Cayol hatte den Einfall, sich auf einen massiven Tisch ohne alle Verzierung zu legen, wählte aber damit das gefährlichste Lager, denn kaum hatte er sich ausgestreckt und die Augen geschlossen, um sich dem Schlafe zu überlassen, als er einen eisgrauen Indianer auf sich zukommen sah, der den häßlichsten Anblick gewährte und sich in einen Strom von Verwünschungen und Drohungen ergoß. Die Indianer waren, wie es schien, noch Anbeter der Sonne und der Tisch, auf welchem Cayol lag, diente ihnen zu gleicher Zeit als Altar und Tempel. Der Fremde hatte dieses Heiligthum entweiht und Alle stürzten auf ihn, legten ihm einen Strick um den Hals und zogen ihn aus dem Hause hinaus, um ihn an einem Baume aufzuknüpfen. Dies konnte aber nicht ohne die gehörigen Ceremonien geschehen und die Wilden führten deshalb die seltsamsten Tänze um den unglücklichen Franzosen her aus. Nur ein Wunder konnte denselben retten und das Wunder geschah. Unter der Reisegesellschaft befand sich ein Kaufmann aus Mexico, der etwas von der Sprache der Indianer verstand und diesen in den grellsten Farben die Rache schilderte, die sie auf sich ziehen würden, wenn sie den Fremden umbrächten. Dies machte nach einiger Zeit Eindruck auf die Wilden und sie nahmen sich vor, dem Unglücklichen zwar das Leben zu schenken, ihn aber auf andere Weise fühlbar zu züchtigen. Dies geschah, indem sie ihm eine große Anzahl Hiebe auf die Fußsohlen gaben. Die Folge davon war, daß der Künstler in ein hitziges Fieber versiel. Seine Reisegefährten wickelten seine Füße in das Fell eines frisch geschlachteten Schafes, banden ihn auf ein Maulthier und brachten ihn so nach Vera Cruz, wo er lange lag ehe er genas. So eifrig aber war der Trieb in ihm, Wilde in Thon zu modelliren — denn aus diesem Grunde zog er im Lande umher — daß er gleich nach der Heilung sich von neuem in die Wildniß wagte.

Generalcorrespondenz.

Die berühmte Laffarge befindet sich in dem Zuchthause zu Montpellier und sie weigerte sich, die Gefangentracht anzulegen. Man mußte Gewalt brauchen, um ihr die bestimmte Kleidung anzuziehen; im Anfange sträubte sie sich gewaltig und schrie aus Leibeskräften, bis sie endlich in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande wurde ihr der Rock angelegt. Sie soll mehrere Briefe an die königliche Familie geschrieben haben, um die Gunst zu erlangen, von dieser Gefangentracht befreit zu bleiben, aber kein Brief kommt aus diesem Hause hinaus. In Folge jenes Vorfalles ist die so viel besprochene Verbrecherin schwer erkrankt. Anfangs hatte man ihr Bücher, Zeitungen, einen Stickerahmen u. geschickt, aber alles wurde ihr weggenommen und sie behielt nichts als die Bibel. Der Verleger ihrer „Memoiren“ schrieb an sie, um sich das Manuscript zu dem dritten Bande zu erbitten, die sie beendet hat; aber der Brief ist ohne Resultat geblieben, da die Beurtheilten durchaus nichts drucken lassen dürfen. Ihre Beschäftigung besteht ausschließlich darin, zu spinnen, Samaschen und Hemden für die Soldaten zu nähen. —

Charles Dickens, der so schnell berühmt geworden, geht auf ein halbes Jahr nach America, um mit einem dortigen Buchhändler zu unterhandeln und den Nachdruck seiner Schriften zu verhindern, was bei ihm wohl der Mühe werth sein dürfte. Dickens besitzt bereits das Vermögen Walter Scotts und um nicht, wie dieser, durch die Schuld eines Andern Alles wieder zu verlieren, giebt er seine Schriften auf eigene Rechnung heraus. Es sind erst ein Paar Jahre vergangen, als er wöchentlich von dem Buchhändler Bentley ein Paar Guineen erhielt, und jetzt besitzt er ein eigenes palastähnliches Haus, eine zahlreiche elegante Dienerschaft, nebst Wagen und Pferden. — Ein anderer schnell reich gewordener junger englischer Schriftsteller ist Harrison Kinsworth, der Verfasser von „Jack Sheppard“, „Guy Fawkes“ etc., der großen Aufwand macht und den man fast zu jeder Tageszeit in seiner eleganten Equipage in London umherfahren sehen kann, da er nur im Wagen zu dichten vermag. —

In London wurde kürzlich ein berühmtes Pferd, Ballin-keele, für zweitausend Guineen verkauft. —

Ein Arbeiter in einer Glasfabrik hat sich aus weißem Glase einen Sarg verfertigt. Die Wände sind $\frac{1}{2}$ Zoll stark; den Deckel ziert ein Totenkopf von blauem Glase, und am Fuße des Sarges steht der Name des Verfertigers. —

Bei einer kürzlich in Paris stattgefundenen Gemäldeauktion (der Galerie des Grafen von Perregaux) zeigte es sich von neuem, daß sich die leidenschaftliche Liebhaberei für die Werke gewisser Meister der holländischen Schule immer höher steigert, vor allen für die Werke Hobbemas und Cuyps. So wurde in der erwähnten Auktion ein reich mit Laubholz umgebenes Bauernhaus von Hobbema mit 23,000 Fres., und ein Bild von Cuyp, sieben ruhende Kühe auf der Weide, mit 18,000 Fres. bezahlt. Der Spion von Bouvermann wurde bis auf 35,000 Fres. hinauf getrieben und so hielten sich alle holländischen Gemälde in hohen Preisen. Die Italiener wurden nicht so gut bezahlt; ein weibliches Portrait von Paul Veronese ging für 2510 Fres. weg. Gut bezahlt wurden auch alte französische Bilder z. B. ein Amor von Greuze mit 7500, eine Psyche von demselben mit 8550 Fres. Der ganze Ertrag der Galerie, die allerdings zu den ausgezeichnetsten gehörte, belief sich auf 441,828 Fres. Die Hauptstücke kamen, wie gewöhnlich, in die Hände englischer Händler. —

Der ausgezeichnete Componist Felix Blangini ist gestorben. —

Ein eigenthümlicher Prozeß, wahrscheinlich der erste in seiner Art, beschäftigt die Advokaten und das Publicum von Nantes und Bourbon-Vendée. Es handelt sich um einen Meteorstein, den der Maire der Gemeinde, in welcher er fiel, in Anspruch nimmt, weil er auf sein Feld fiel. Derjenige aber, der ihn von den Arbeitern kaufte, die ihn fallen sahen, will ihn nicht herausgeben und behauptet, er sei sein wohlverworbenes Eigenthum. Wer hat nun recht? —

Vor einigen Tagen wurde in Paris die neue fünfactige Oper von St. George und Halevy „die Königin von Cypern“ zum ersten Male und zwar mit dem glänzendsten Erfolge aufgeführt. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Gerard de Coucy, ein französischer Ritter, hat sich in Venedig in Catarina Cornaro, die Nichte des Patriziers Andrea, verliebt, auch die Hand derselben erhalten und die Vermählung soll statt finden. Ein Mitglied des Rathes der Zehn aber begiebt sich zu Andrea und giebt ihm zu verstehen, daß dieser Vermählung politische Gründe entgegen ständen, Catarina sei nämlich durch die venetianische Politik zur Gemahlin Lusignans, des Königs von Cypern, bestimmt. Der arme Andrea sieht sich also genöthiget, sein Gerard de Coucy gegebenes Wort zurück zu nehmen, der während des ersten und zweiten Actes trostlos ist. Im dritten Acte besinden wir uns in Cypern; die neue Königin wird erwartet. Bei einem Festmahle erfährt Moccenigo, derselbe, welcher Andrea bestimmte, sein Wort zurück zu nehmen, Gerard de Coucy sei auf Cypern angekommen und im Palaste selbst erschienen; er sendet deshalb seine Ebirren aus, die den armen Gerard ermordet haben würden, wäre ihm nicht ein Ritter zu Hilfe gekommen. Dieser Ritter ist der König selbst, Lusignan, der Nebenbuhler Gerards, der ihn nicht kennt, weil er sich entfernt, ohne seinen Namen nennen zu wollen. Im vierten Acte landet die junge Königin unter Festen und Jubel; in dem Augenblicke aber, als der König ihr entgegen tritt, um ihr die Hand zu reichen, stürzt sich ein Mann auf ihn, um ihn zu ermorden. Lusignan erkennt den, welchen er von den Mördern befreite, und Gerard erkennt auch seinen Retter. Im fünften Acte sind zwei Jahre vergangen. Catarina lebt traurig neben ihrem Gemahl, dessen Gesundheit wankt und Gerard hat Cypern verlassen. Aber er kommt zurück und meldet der Königin, daß das Leben Lusignans bedrohet sei, denn Moccenigo hat Lusignan vergiften lassen und stiftet einen Aufstand an. Gerard und der dem Tode nahe König gehen zum Kampfe; die Venetianer werden zurückgetrieben, aber Lusignan fällt, nachdem er Gerard verziehen hat, der nach Rhodus zurückkehrt. Die Königin zeigt ihren Sohn dem Volke und das Volk ruft: es lebe unser König, Catarina! — Die Oper ist pomphaft ausgestattet, doch hat man dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er zu häufig den Pomp der katholischen Kirche auf die Bühne bringe. Die Musik soll reich an schönen Gedanken sein und wird der „Jüdin“ an die Seite gestellt. Jedensfalls macht die Oper bald die Kunde durch Europa. —

Ein bereits in der vierten Auflage zu Gotha erschienenenes Allgemeines Kochbuch vom Hofkonditor Cuper darf den Hausfrauen als reichhaltig und sehr verständlich empfohlen werden. —